

Europas Wildart der Zukunft ist das Reh

2. Internationales Reh-Symposium in Südtirol



Werden die frühen Kitzverluste unterschätzt? In Hahnebaum reguliert ein drastischer Versorgungsengpaß im Frühsommer die alpine Rehpopulation: Die meisten Kitze sterben, vor allem Bockkitze.

Foto Lachenmaier

Jeder kennt Rehe. Die Literatur über den „Hirsch des kleinen Mannes“ ist fast unüberschaubar. Gibt es da noch viel zu forschen? Es gibt. Das 2. Internationale Rehsymposium hat es erneut deutlich gemacht. Nach der ersten Veranstaltung dieser Art in Schweden vor zwei Jahren hatte diesmal die Wildbiologische Gesellschaft München die Ausrichtung übernommen. Der Anlaß, nach Südtirol zu gehen, war der Abschluß des zehnjährigen Rehprojekts Hahnebaum. Über 40 Teilnehmer aus zwölf europäischen Ländern waren gekommen. Sie zeigten an Einzelbeispielen, wie flexibel die Rehe sich unter verschiedenen Umweltbedingungen verhalten. Und mehr und mehr steht die Population im Vordergrund, nicht mehr das Einzeltier.

Um das Populationsgeschehen besser zu verstehen, sind langfristige Studien er-

forderlich. Solche sind Mangelware, nicht nur bei Rehen. Viele Untersuchungen zeigen nur einen kurzen Ausschnitt mit begrenzter Anwendbarkeit für längere Zeiträume. Selbst nach zehn Jahren Forschung im Südtiroler Revier Hahnebaum sind am Ende neben überraschenden Antworten auch Fragen aufgetaucht, die weiterer Untersuchungen bedürfen: beispielsweise die unterschiedliche Sterblichkeit der Kitze.

Hohe Sterblichkeit männlicher Kitze

Liegt es, wie Ulrich Wotschkowsky annimmt, an der schlechten Verfassung der Mütter im Juni, daß nicht nur viele, sondern vor allem männliche Kitze bald nach der Geburt umkommen? Alles deutet in Hahnebaum darauf hin, daß im langjährigen Mittel nur ein Drittel der Kitze bis zum Herbst über-

lebt und daß dieser „Zuwachsrest“ zu zwei Dritteln aus Geißkitzen besteht. Reagieren die Bockkitze empfindlicher auf Versorgungsengpässe, wie sie unter alpinen Bedingungen – Hahnebaum liegt zwischen 1400 und 2000 Meter Meereshöhe – üblich sind?

Ronny Aanes, der auf einer Insel in Norwegen über 40 Kitze mit Sendern ausgerüstet und radiotelemetrisch verfolgt hat, fand eine völlig andere Erklärung für die hohen Verluste in seinem Forschungsgebiet: Füchse. Das Geschlechterverhältnis der Kitze kehrte sich innerhalb von vier Wochen nach der Setzzeit um: Zur Geburt lag es bei 1,5:1, aber die Füchse fingen überwiegend Bockkitze, so daß es schließlich zu einem Verhältnis von 1:2 kam – doppelt so viele weibliche wie männliche Kitze blieben übrig. Warum den Füchsen Bockkitze leichter zum Opfer fielen, weiß man derzeit noch nicht zu sagen.

Vielleicht sind sie aktiver und präsentieren sich dem Räuber dadurch stärker.

Die Norweger werden die Rehszene in den nächsten ein, zwei Jahrzehnten sicherlich noch gehörig überraschen. Beispielsweise scheint es bei ihnen Situationen zu geben, wo die Rehe in einem „Räuberloch“ (predator pit) stecken: Anders kann sich Ronny Aanes nicht erklären, warum er – wieder auf einer Insel – eine derzeit stagnierende Rehpopulation mit nur vier Rehen pro 100 Hektar vorfindet bei einer Fuchsdichte von zwei auf derselben Fläche: also sehr wenige Rehe, viele Füchse. Es scheint, als seien Füchse bei einem solchen Zahlenverhältnis in der Lage, eine Rehpopulation bei geringer Dichte zu halten. Bei Wölfen und Schalenwild weiß man dies schon länger.

Viele Füchse – wenig Rehe?

Aus Schweden ist ebenfalls bekannt, daß die Kitzrate markant abnahm, als sich die Füchse von einem verheerenden Seuchenzug (Räude) erholt hatten. Das sind Denkanstöße für andere Gebiete, wo Füchse dank der Tollwutkontrolle immer häufiger werden, z. B. für die Schweiz, wo Augustin Krämer stark schwankende Kitzraten ermittelte, aber keine letztendlich überzeugenden Zusammenhänge mit den Wetterdaten nachweisen konnte.

Überraschend sind auch die hohen Nachwuchsraten, die im europäischen Norden bei Rehen üblich sind: Drillingsskitze sind viel häufiger als Einzelkitze, Vierlinge keineswegs selten. So kommt es zu einer durchschnittlichen Zuwachsrate von 2,5 Kitzen pro erwachsener Geiß (zum Vergleich: Im alpinen Hahnebaum war es gerade ein Fünftel davon). Bemerkenswert übrigens, wie Reidar Andersen zeigte, daß die im Schnitt 29 kg schweren Geißen im Norden (Lebendgewicht; bei

uns wiegen sie 22 kg) nicht etwa schwerere Kitze setzen: Das Geburtsgewicht scheint überall bei 1500 Gramm zu liegen. Nordische Geißen investieren also für das Populationswachstum nicht in schwere Kitze, sondern in mehr.

Und wie wirkt sich die Populationsdichte auf Zuwachs, Sterblichkeit und Kondition aus? Wotschikowsky hatte in Hahnebaum einen viel geringeren Dichteeinfluß festgestellt, als ursprünglich angenommen worden war. Vieles spricht dafür, daß Rehpopulationen unter alpinen Bedingungen weniger durch Dichte als durch klimatische Faktoren – später Vegetationsbeginn im Frühjahr – reguliert werden. Jean Michel Gaillard aber, der seit fünf Jahren eine Rehpopulation in Frankreich bei steigender Dichte untersucht, kann deutliche Reaktionen nachweisen. Auch die Norweger sind dabei, diesen Fragen auf einer ihrer Inseln nachzugehen, wo sich die Dichte in vier Jahren von 12 auf 50 Tiere pro 100 Hektar entwickelt hat.

Nachholbedarf in der Populationsökologie

Populationsdynamik und Populationsregulation – mit und ohne Jagd – waren sicherlich der spannendere Teil des Südtiroler Symposiums. In diesem Themenkreis besteht der größte Nachholbedarf in der Wildforschung. Viel Aufmerksamkeit fand das Populationsmodell, mit dem Gerhard Schwab am Bildschirm verschiedene Jagdstrategien am Beispiel der Rehe von Hahnebaum simulierte. Solche Modelle sind für das Verständnis des Populationsgeschehens überaus hilfreich, sie eröffnen frappierende Einsichten. Die Schwierigkeit besteht allerdings darin, die Praktiker davor zu bewahren, solche Modelle wie ein Kochrezept zu betrachten, das sich im eigenen Revier anwenden läßt. Modelle können das komplexe Naturgeschehen

immer nur stark vereinfacht beschreiben.

Zahlreiche Referate waren natürlich auch der Nahrungswahl der Rehe gewidmet, dem Thema also, das über Jahrzehnte hinweg die Rehforschung beschäftigte. Was Rehe mögen und was nicht, ist weitgehend geklärt. Woran es fehlt, sind langfristige wissenschaftliche Beobachtungen der Interaktion von Pflanzenwelt und Pflanzenfressern, darüber hinaus auch der Konkurrenz zwischen beispielsweise Reh-, Rot- und Gamswild. Dies ist etwas ganz anderes als die Momentaufnahmen, wie sie z. B. durch

ein- oder auch mehrmalige Verbißanalysen dargestellt werden können.

Die Zukunft gehört dem Reh

Die Aufwärtsentwicklung bei den Rehen ist ungebrochen. In Mitteleuropa scheinen sich die Bestände stabilisiert zu haben – jedenfalls sagen das die Abschuszahlen, die in Deutschland, Österreich und der Schweiz seit Jahren auf gleichem Niveau liegen. Aber in Norwegen, Schweden und Finnland nehmen sie markant zu – in Schweden werden der-

zeit schon über 300 000 Rehe jährlich erlegt. Auch Großbritannien, Frankreich und Italien melden steigende Tendenz. Und so kann man denn auch in den verschiedenen Ländern einen ähnlichen Verlauf der Probleme und der menschlichen Betrachtungsweise beobachten. Ein Schlaglicht dafür lieferte Franco Perco, der vehement für eine selektive Bejagung der Rehe eintrat (in Italien) und dafür prompt Widerspruch aus Ländern zu hören bekam, wo man meint, sich der Rehe mit der konventionellen Bejagung nur schwer erwehren zu können. Auch in Schweden werden immer mehr Rehe mit der Kugel auf Pirsch und Ansitz erlegt statt mit Schrot vor der lautjagenden Bracke wie früher.

Keine Schalenwildart hat in diesem Jahrhundert einen ähnlichen Aufschwung vorzuweisen, sowohl nach der Zahl als auch nach der räumlichen Ausdehnung ihres Verbreitungsgebiets. „Das Reh ist Europas Wild der Zukunft“, meinte deshalb Reidar Andersen unwidersprochen. Er hat angekündigt, das nächste Symposium dieser Art in Norwegen auszurichten. UJW/WGM



Rehe im Griff? Noch lange nicht: In der Populationsökologie hat die Wildforschung viel nachzuholen. Foto Schenck

Baden-Württemberg: Einheitliche Jagdverwaltung gefordert

In der Oktober-Ausgabe des Mitteilungsblattes des Landesjagdverbandes Baden-Württemberg hat der stellvertretende Landesjägermeister Dr. Dieter Deuschle quasi im Vorfeld der angekündigten Novellierung des Landesjagdgesetzes eine Art kritischer Bestandsaufnahme seines Verhältnisses zur Landesforstverwaltung veröffentlicht – und sorgte damit im „Ländle“ für großes Aufsehen. Berge von Leserbriefen, ein breites Spektrum von Meinungen, von froher Zustimmung bis böser Ver-

ärgerung, erreichten den Jagdverband.

Das Präsidium des Landesjagdverbandes sah sich angesichts der nicht von allen Mitgliedern getragenen und zum Teil mißverständlichen Äußerungen Deuschles veranlaßt, zu einigen Punkten seiner Aussagen klärend Stellung zu nehmen. Die obersten Jagdfunktionäre stellen vor allem klar, daß sie durchaus zwischen der Jagdpolitik der Stuttgarter Ministerialförster und den vielen jagdfreundlichen und vorbildlichen Jägern unter den Forstbeamten unter-

scheiden können und wollen. Das Präsidium betont auch in seinem Papier, daß es nicht fordert, die Jagdausübung des Forstpersonals einzuschränken.

In einem Punkt wird jedoch ein deutlicher Unterschied zur offiziellen und bisher unwidersprochenen Auffassung deutlich. Der Landesjagdverband fordert die Streichung des Paragraphen 32 im Landesjagdgesetz, der der Forstverwaltung die Rechte der Unteren und Oberen Jagdverwaltung in den staatlichen Jagden einräumt. Das LJV-Prä-